**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

**Herausgeber:** [s.n.]

**Band:** 13 (1971)

**Artikel:** Im sonnigen Furbino

**Autor:** Pappa, Christian

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-550746

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 10.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Im sonnigen Furbino

*Zwei Geschichten von Christian Pappa*

*Im vergangenen Frühling erschien im Calven-Verlag ein köstliches Bändchen aus der Feder unseres in Bern lebenden Landsmannes, betitelt «Furbiner Geschichten». Wir haben uns an der munteren Fabulierkunst des gebürtigen Thusners, der u. a. auch als Mundarterzähler am Radio bekannt wurde, derart erfreut, daß wir ihn baten, für die Leser unseres Jahrbuches einige zusätzliche Erzählungen zu verfassen. Und da in Christian Pappa trotz seiner Stellung als eidgenössischer Beamter ein munterer Schalk wohnt, fiel ihm unser Ersuchen nicht schwer. Er setzte sich hin — flux waren aus dem munteren Strom seiner Erinnerungen an unbeschwerte Tessiner Tage einige neue Erzählungen zu Papier gebracht. Wir zweifeln nicht daran, daß unsere Leser an ihnen sich in gleicher Weise erfreuen werden wir wir selbst. Wer darob ermuntert wird, sich das besonders schön gestaltete und mit herrlichen Federzeichnungen der Künstlerin Verena Knobel geschmückte Büchlein des Verfassers zu kaufen, der wird nicht enttäuscht werden.*

## *Die Belagerung von Furbino*

Außerhalb von Furbino, das sich mit seinen grauen, weißen und gelben Hauswürfeln und den rotbraunen Ziegeldächern als eng geschlossene Siedlung an den Berghang anlehnt, erheben sich rings um die rundliche Kuppe des Castellettohügels die Burgen der Konjunkturritter. Sie sind sich alle ähnlich, diese modernen Villen mit den grauen Betonmauern, glitzernden Glaswänden und dem himmelblau ausgestrichenen Schwimmbassin. Und auch ihre Bewohner, ob sie nun Deutschschweizer, Bundesdeutsche oder arrivierte Tessiner sind, gleichen sich alle irgendwie, als ob auch sie vom gleichen Modearchitekten entworfen und konstruiert worden wären. Das kommt vermutlich daher, daß sie alle bestrebt sind, ihrem Wohlstand durch die gleichen Status-Symbole Ausdruck zu geben: Fernsehapparat, Stereo-Plattenspieler, Cheminée mit elektrisch angetriebenem, elektronisch gesteuertem Grill-Bratenspieß, Tiefkühltruhe, klimatisierte Hausbar, Schuhputzmaschine und was der Dinge, die sich automatisch einschalten und elektronisch regeln lassen, noch mehr sind. Als jedoch die technischen Möglichkeiten, sich das Leben zu erleichtern, ausgeschöpft waren, begann man, um sich gegenüber dem Nachbar auszuzeichnen, die vorhandenen Wohlstandsrequisiten zu verdoppeln. Bald standen denn auch vor jeder Villa zwei Autos, ein zweites Cheminée im Garten, ein zweiter Fernsehapparat in der Küche, eine zweite tiefgekühlte Hausbar auf der Sonnenterrasse neben dem zweiten Schwimmbassin.

Wer nun aber meint, daß die Bewohner dieser doppelt-komfortablen Beton- und Glaskästen glücklicher gewesen wären als die «alten» Furbiner in ihren rauchgeschwärzten Küchen, der irrt sich gewaltig. Besonders die Frauen waren zu bedauern, denn jede fuhr mindestens einmal in der Woche mit dem «Zweitwagen» nach Lugano zu einem Psychiater, der ihnen für teures Geld wissenschaftliche Ratschläge für das Überklettern der Dornenhecken des Alltags erteilte. Das einzig Angenehme an diesen psychiatrischen Konsultationen war der Umstand, daß man die horrenden Honorarrechnungen bei den Nachbarn als Wohlstandsbarometer verwenden konnte.

Nun, solche Dornenhecken des Alltags gab es in den Villen am Castellettohügel genug. Da waren vor allem die Jungen, die Söhne und Töchter, mit denen man nicht fertig wurde. Die eingeborenen Furbiner konnten das nicht recht begreifen. Solche Probleme lösten sie mit etwas Liebe und guten Worten, und wenn sie mit diesen altbewährten Mitteln ausnahmsweise einmal nicht zum Ziel kamen, halfen sie mit der flachen Hand und ein paar kräftigen Schlägen auf die Sitzfläche der kommenden Generation nach. Die modernen Castelletto-Furbiner hingegen verwarfen ob solch altmodischen Praktiken die Arme und liefen zum Psychiater. Der unterzog die unbotmäßigen Jungen und Mädchen langläufigen Tests und gab dann die notwendigen Anweisungen, die darauf abzielten, um Gotteswillen die gefürchteten Komplexe zu vermeiden. Jede Gewaltanwendung und rücksichtslose Strenge müsse zur Vermeidung solcher Komplexe vollkommen unterbleiben!

Nun, da war zum Beispiel der sechzehnjährige Sami Zuberbühler, der — nachdem er trotz des Einsatzes aller geschäftlichen und politischen Beziehungen seines Vaters — im Gymnasium hoffnungslos durchgefallen war, fortan tagein tagaus in seinem Zimmer saß und auf einem Schlagzeug rhythmische «Musik» machte, mit Pauke, Trommel und Tschinellen. Er träumte davon, eines Tages ein berühmter Schlagzeuger in einem weltbekannten Orchester zu sein. — Frau Zuberbühler war bald nur noch ein zuckendes Nervenbündel und fuhr zum Psychiater, der ihr den Rat gab, um Gotteswillen und zwecks Vermeidung eines Komplexes nichts anderes zu unternehmen, als die Wände und die Türen des Zimmers ihres Sprößlings mit einem schallabsorbierenden Belag zu versehen. Und da es sich Zuberbühlers finanziell leisten konnten, neben der Honorarrechnung des Psychiaters auch die schallschluckenden Wände zu bezahlen, hielt man sich frohgemut an den erteilten Ratschlag.

Oder dann war da die siebzehnjährige Daniela (genannt Dany) Lanini, schlank und schwarzhaarig, die sich es zum Lebensinhalt machte, mit einem maximalen Miniröckchen, einer durchsichtigen Bluse und einem ebensolchen BH durch Furbino zu stolzieren, mit marineblau untermalten Augen und grün bemalten Lippen; ein freches Ding, das sich einen Spaß daraus machte, fudiblutt am Rande des zweiten Schwimmbassins in der Sonne zu liegen, wenn die Furbiner mit geschulterter Heugabel zum Castellettohügel hinauszogen. Die Furbinerinnen merkten es zwar bald einmal, daß das Heu dort draußen trotz des schönen Wetters einfach nicht dürr werden und immer wieder gekehrt werden mußte, worauf sie ihren Ehegatten und Söhnen genau die Route vorzuschreiben begannen, auf welcher die Wieslein und Äkkerlein am Castelletto ungefährdet zu erreichen waren. Der Psychiater empfahl Nachsicht und erklärte, das würde sich schon bessern, wenn einmal die Pubertätsbibeli vergangen seien.

Und schließlich war da noch der ungefähr gleich alte Franz Neubauer, der sich mit dem reichlich bemessenen Taschengeld eine beachtliche Sammlung von Revolvern, Pistolen und andern Schußwaffen angelegt hatte, wobei er sich die Zeit damit vertrieb, den Castellettohügel mit seinen Schießübungen unsicher zu machen, mit scharfer Munition selbstverständlich. Sein Lebensziel bestand darin, Chef einer südamerikanischen Räuberbande zu werden und gegen ein unverschämtes Lösegeld Diplomaten zu entführen. — Der Psychiater, der eine erbliche Veranlagung vermutete, forschte in der Heimat des jungen Neubauers nach hohen SS- und SA-Offizieren und empfahl vorläufig Nachsicht. Mit überstandener Pubertät werde sich unfehlbar die Besinnung einstellen.

Für die alten Furbiner war es durchaus nicht verwunderlich, daß es eines schönen Tages knallte; nicht aus Franzens Revolvern, sondern weit stärker! Zuberbühlers Villa flog — abgesehen von den Betonmauern — buchstäblich in die Luft: Die zwei Fernsehapparate fand man ein paar hundert Meter weiter unten im Buschwald, die zwei Stereo-Anlagen, den elektronisch gesteuerten Braten-

Grill, die tiefgekühlte Hausbar, die Schuhputzmaschine und, was alles sonst noch an elektronischen Geräten im Haus gestanden hatte, wurden von der vorsorglich alarmierten Feuerwehr von Furbino als rauchgeschwärzte Trümmer aus den beiden Schwimmbassins zusammengefischt, zusammen mit den angesengten Fetzen der Spannteppiche und den sorgsam abgelegten Rechnungen des Psychiaters. Ein Glück, daß sich Frau Zuberbühler während der kritischen Zeit bei eben diesem Psychiater befand, während ihr Ehegemahl mit dem großen Straßenkreuzer ein Scharmützel in der Wirtschaftsschlacht bestand.

Die Aufräum-Mannschaft der Furbiner Feuerwehr fand unter den rauchgeschwärzten Trümmern eine angesengte Zündschnur, während der «Capomastro» von Furbino ungefähr zur gleichen Zeit Meldung erstattete, daß aus einer Baubaracke am Castelletto-Hügel ein halbes Pfund Sprengstoff entwendet worden sei. — Die Ereignisse und die Gerüchte überstürzten sich, als es am Abend in Furbino hieß, daß Dany Lanini, Sam Zuberbühler und Franz Neubauer verschwunden seien. Die Telefonleitungen zu den «Hauspsychiatern» in Lugano und zu den Polizeiposten begannen rot und glühend zu werden. Am Bahnhof am See unten, beim Grenzübergang in Chiasso, auf dem Flugplatz Agno und selbst in Kloten und Cointrin wurden Privatdetektive und Polizisten aufgestellt — ohne Erfolg! Am folgenden Tag wurde die Interpol alarmiert, Polizeirazzien in Mailand, Nizza, Paris und Hamburg veranlaßt, worauf am dritten Tag die Fernschreiber bereits schon in Rio, Montevideo, La Paz, Lima, Caracas und Mexiko zu ticken begannen. Die reichen Väter scheuten keine Kosten, und je erdumspannender die Schreibtelegraphen tickten, desto mehr sonnten sich die kapitalkräftigen Eltern am Bewußtsein, ein Maximum an Geldmitteln eingesetzt zu haben, um ihre unbotmäßigen Sprößlinge zurückzuholen. Ihr Standesbewußtsein ließ sie außerdem dazu verleiten, daß nur Miami Beach, Acapulco, Caracas, Santiago de Chile oder bestensfalls Rio de Janeiro als Ziel der Ausreißer in Frage kommen könne. Oder Hawaii und Hong-Kong, fügten die «Hauspsychiater» hinzu!

Nun aber zurück nach Furbino, wo es einen Kaplan Girolamo gab, der ein Feinschmecker war und der deshalb dann und wann sich eine Forelle aus dem Bach angelte. Er tat dies — wie alle Furbiner — ohne Angelrute und Fischereipatent. Damit er nicht dem Fischereiaufseher in die Quere kam, machte er auf dem Weg zum Bach die absonderlichsten Umwege. — Es war am dritten Tag nach dem Verschwinden der drei Ausreißer, als Kaplan Giröll, wie man ihn im Dorfe gemütlich nannte, auf einem dieser gezielten Umwege über das äußerste südliche Dorfende hinaus in jene Gegend kam, wo es nur noch verwilderte Äckerlein und überwucherte Weinberge gab. Und dort sah er die drei, wie sie in einer sonnigen Mulde, tief unterhalb des Weges und vor den Blikken des Dorfes geschützt, einen wild verwachsenen Weinberg rodeten, die alten Reben und das überwuchernde Gestrüpp ausrissen, Steine wegtröhlten und den kargen Boden umgruben, und zwar, wie es Giröll schien, mit gutem Eifer und in fröhlicher Laune, als hätten sie Zeit ihres Lebens nichts anderes getan. Auch die schlanke Daniela, die wie ihre beiden Gefährten dunkle Blue-Jeans trug, tat kräftig mit und fluchte, wenn eine Wurzel Widerstand leistete, wie ein Fuhrmann.

Giröll schaute den dreien eine Weile lang zu und stieg dann unbemerkt zur Besitzerin des Weinberges hinauf, die — eine weitentfernte Base und deshalb von Giröll vertraulich Zia Madalena genannt — dort oben, ein paar hundert Meter vom Dorf entfernt, ein geruhiges, zufriedenes Einsiedlerleben führte, zu dem ihr ein paar Ziegen und Hühner Gesellschaft leisteten. — Giröll traf die rüstige Siebzigerin vor ihrem Hause an, wo sie für eine mehrköpfige Familie Gemüse rüstete.

«Ich wußte gar nicht, daß du zwei Knechte und eine Magd beschäftigst?», begann Giröll nach der Begrüßung das Gespräch.

Zia Madalena legte den Zeigfinger ihrer Rechten an die Lippen: «Behalte es für dich! Ich habe es ihnen versprechen müssen, sie nicht zu verraten; sonst ziehen sie nämlich endgültig aus.»

Giröll setzte sich auf die unterste Treppenstufe und ließ sich von Zia Madalena erzählen, wie sie an jenem Abend zu den zwei Knechten und dem Mägdlein gekommen war: «Es ging schon gegen Mitternacht, als ich hörte, wie sich jemand um den Stall herumschlich. Ich rief ihnen vom Fenster aus zu, was sie hier wollten. Übernachten, war ihre Antwort; auf dem Heu im Stall. Da ich feststellte, daß besonders das Mädchen müde und beinahe erschöpft war, rief ich sie alle drei ins Haus hinein, wo ich ihnen zuerst einmal Milch, Brot und Käse aufgestellt habe. Und als dann der erste Durst und der Hunger gestillt waren, habe ich sie etwas über das Woher und das Wohin ausgefragt. Sie gaben mir willig Auskunft: Sie hätten über den Berg nach Italien wollen, wobei sie dann im dunklen Wald den Weg verfehlt und sich zur Umkehr entschlossen hätten, — worauf wir uns noch eine gute Stunde lang über den Zweck ihrer Reise unterhalten haben. — Ich muß es sagen; die drei taten mir leid, und ich konnte sie ein Stück weit verstehen: Zuhause hat niemand Zeit für sie und ihre Probleme. Die Väter haben nur das Geldverdienen und ihre Geschäfte im Kopf und die Mütter ihre Kleider und die gesellschaftlichen Verpflichtungen, Konzerte, Ausstellungen und Vorträge. Und wenn die Kinder einmal einen Wunsch oder ein Problem haben, speist man sie mit Geld, mit einem sehr reichlich bemessenen Taschengeld ab ... damit man sie vom Halse hat! — Ich hatte sofort das Gefühl, daß die drei, ganz abgesehen davon, daß sie etwas verwöhnt sind, gar nicht so üble Menschen sind. Man muß etwas Zeit für sie haben, und dann sind sie sogar sehr anhänglich und folgsam, denn was ihnen fehlt, ist nichts anderes als etwas Liebe und Nestwärme.

Ich habe dann die beiden Burschen in der Dachkammer untergebracht, und für Daniela gab es ein Bett in der Nebenkammer hinter meiner Stube. Am andern Morgen, beim Frühstück, fragten sie mich, ob sie sich durch irgendwelche Arbeit für die gewährte Gastfreundschaft erkenntlich zeigen könnten. Durch langes Zureden habe ich sie schließlich soweit gebracht, daß sie auf ihre Reisepläne verzichteten und vorläufig bei mir blieben ... allerdings unter der Bedingung, daß ihr Aufenthalt vorläufig einmal nicht verraten werde. Als Entgelt für Unterkunft und Verpflegung verlangten sie nach einer Arbeit. — Ich habe es ihnen nicht leicht gemacht ... Du hast es ja gesehen ... das Ausräumen und Umgraben eines überwucherten Weinberges ist etwas vom Schlimmsten, was es gibt. Aber sie haben durchgehalten und schuften drauflos, daß sie mir wirklich bald leid tun. — Das einzige, was mir Sorge macht: Man sollte wirklich einmal ihre Eltern benachrichtigen. Doch zuerst sollte man mit den Jungen darüber sprechen, sonst besteht Gefahr, daß sie wieder ausziehen. Willst du das übernehmen, Giröll? Am besten heute abend, beim Nachtessen!»

Als Giröll am Abend in Madalenas rauchgeschwärzte Küche trat, waren sie noch am Nachtessen, bei Milch, Polenta und Käse. Und obwohl es in dieser dunklen, gewölbten Küche weder einen elektrischen Kochherd, noch Kühlschränke, Tiefkühltruhen und dergleichen gab; die drei aßen mit gutem Appetit und ließen sich auch durch die Anwesenheit des Kaplans keineswegs stören. Man sah es ihnen aus den Augen leuchten: Die strenge Arbeit des Tages machte sie zufrieden.

Ohne daß es eines Wortes oder eines Winkes bedurft hätte, räumte Daniela das Geschirr weg und begann mit dem Abwaschen, während die beiden Burschen schon mit dem Küchentuch bereitstanden. Als die Arbeit beendet war, setzte man sich draußen vor dem Haus auf das Steinbänklein, wobei alle zufrieden und glücklich in die Abenddämmerung hinausschauten. Die drei Schwerarbeiter kommentierten lachend und scherzend die Tücken ihrer Tagesarbeit und hänselten ihre Kollegin Daniela, die dann und wann vor einer flüchtenden Feldmaus davongelaufen war.

Kaplan Giröll dauerte es geradezu, die friedliche Feierabendstimmung mit seiner Mission unterbrechen zu müssen. Er tat es sachte, versprach den dreien alle Unterstützung, wies aber doch darauf hin, daß es ihre Kindespflicht war, die Eltern über ihren Aufenthalt zu unterrichten, damit sie sich nicht mehr weiter ängstigten und die Interpol belästigten. Die drei Ausreißer waren vernünftig genug, dies einzusehen, weshalb sie Giröll denn auch ermächtigten, den Eltern mitzuteilen, daß sie sich wohlbehalten in Furbino befänden. Hingegen bestanden sie darauf, daß man sie in Ruhe ließ und daß sie nicht eher nach Hause zurückkehren würden, bis nicht der ganze Weinberg gerodet und umgegraben war. Zia Madalena war damit einverstanden und versprach, sie weiterhin bei sich zu behalten. — Das Abkommen wurde mit einem Glas Merlot besiegelt, und Giröll machte sie auf den Heimweg, um die Eltern zu benachrichtigen. Denen fiel zwar ein Stein vom Herzen, hingegen hatten alle drei Elternpaare gegen das getroffene Abkommen etliches einzuwenden: Primo, daß die Arbeit im verwahrlosten Weinberg für ihre lieben, zartgebauten Kinderlein viel zu streng, ja geradezu barbarisch und gesundheitsgefährdend sei. Der telefonisch eingeholte Rat der Psychiater bestätigte dies. — Secundo, ihre lieben Kinderchen würden bei einer so barbarischen Kost wie Milch, Polenta und Käse umkommen oder verhungern, besonders bei einer Polenta, die in einer Küche gekocht werde, in welcher auch die primitivsten hygienischen Einrichtungen fehlten und es demzufolge von Bazillen und Bakterien nur gerade so wimmle. Und schließlich sei auch das Schlafen auf einer Laubsack-Matratze für junge, noch in der Entwicklung begriffene Rücken mehr als gefährlich und geeignet, Haltungsschäden zu erzeugen. — Wenn es nicht so spät gewesen wäre, man hätte die bedauernswerten Kinderlein noch am gleichen Abend aus den unerhört unterentwickelten Zuständen des «Slums» von Furbino herausgeholt. Es nützte nichts, daß Kaplan Giröll immer wieder beteuerte, daß die drei sich glücklich fühlten und daß ein Eingreifen seitens der Eltern nur neue Trotzreaktionen im Gefolge haben könnte.

Am andern Morgen, etwas vor acht Uhr, brach — um einen modernen Ausdruck zu verwenden — in Furbino der Verkehr zusammen, hundertprozentig sogar! Es bewegte sich da nämlich vom Castellettohügel gegen das Dorf zu eine Kolonne von drei schweren Straßenkreuzern, vorn der mächtige breite Ford der Zuberbühlers, gefolgt vom ebenso breiten, chromverzierten Chevrolet der Lanini und dem neuesten und breitesten Mercedes mit Frau Neubauer am Steuer. Dieser ansehnliche Konvoi war auf dem Wege, die drei Ausreißer von Zia Madalena zurückzuholen, wobei das Aufkreuzen der schweren Straßenkreuzer das gleiche erreichen sollte wie in der Weltpolitik, wenn zur Einschüchterung und als Demonstration der Macht, auch dann und wann ein paar Schlachtschiffe zusammengezogen und vor der Küste des Widersachers aufgestellt werden.

Die Kolonne schwenkte von der Piazza vor der Kirche in die enge Dorfgasse ein, die als einzige Zufahrt zu Madalenas unterentwickeltem «Besserungsheim für Jugendliche» führte.

Die drei «Schlachtkreuzer» drückten sich eng aufgeschlossen durch die enge Gasse. Links und rechts blieben neben den glänzenden Chromleisten nur noch ein paar Zentimeter übrig ... bis mitten im Dorf die zwei granitenen Treppenstufen der Casa Domeniconi jegliche Weiterfahrt endgültig verunmöglichten. Der Konvoi saß fest. Dabei war die Gasse so eng, daß man auch die Türen der Wagen um kaum mehr als einen Zentimeter öffnen konnte. Durch wilde Zeichensprache gab man von vorn nach hinten durch, daß man zurück müsse. Frau Lotti Neubauer am Schluß war ohnehin eine etwas aufgeregte Person, die nun als erste den Rückwärtsgang einschaltete, Gas gab und mit dem Fuß vom Kupplungspedal rutschte. Der hochpferdige Mercedes tat einen Sprung und griff mit seinem breiten Hinterteil die massive Ecke der Casa Pedrini an. Die Casa Pedrini war ein altes Haus mit meterdicken Mauern, weshalb

denn auch der Mercedes zwischen den beiden Hausmauern links und rechts der Gasse hoffnungslos eingeklemmt blieb. Und so saß denn die Flotte der Castelletto-Ritter zwischen den Häusern Domeniconi und Pedrini wie in einer engen, geschlossenen Schiffahrtsschleuse fest.

Und bald staute sich vor dem Hindernis der morgendliche Stoßverkehr von Furbino. Am meisten freuten sich die Schulkinder ob der verstopften Straße, und wenn auch in Furbino noch andere Wege zum Schulhaus führten, bestanden sie doch darauf, die normale Route einzuschlagen und mit einer entsprechenden Entschuldigung zu spät in die Schule zu kommen. Und ferner stauten sich die Ziegen auf dem Weg zur Weide, ein paar Kälber und Schafe, und selbst das Leben eines für den Metzger bestimmten Schweines wurde durch die verstopfte Dorfgasse um ein paar Stunden verlängert. Für die Furbiner, denen ebenfalls der Weg zur Arbeit verrammelt war, bedeutete das Vorkommnis ein «gefundenes Fressen»: Man war längst im Bild, wem die Kreuzfahrt gegolten hätte, wenn sie nicht schmählich unterbrochen worden wäre. Und da alle Furbiner zu den drei Ausreißern bei Zia Madalena hielten, organisierte sich gleich der passive Widerstand, der darauf abzielte, die Wageninsaßen möglichst lange in ihren goldigen Käfigen gefangenzuhalten.

Durch die offenen Fenster der drei Wagen wurden zwar allerlei Bergungsmaßnahmen angeordnet und sogar die große Raupen-Ladeschaufel des «Capomastro» angefordert, allein, entweder taten die Furbiner, als verstünden sie nichts, oder sie ließen sich Zeit.

Schließlich befreite sich Herr Zuberbühler nach einer guten Stunde, indem er mit den Absätzen seiner Schuhe so lange auf die Windschutzscheibe seines Wagens trommelte, bis sich diese in Splitter auflöste. Dann wurden auch die andern Windschutzscheiben so lange mit einem Besenstiel bearbeitet, bis auch sie die Gefangenen freigaben, wozu es dann allerdings noch einer anstrengenden Kletterei über die glatten Dächer der Wagen bedurfte. Für die Furbiner war das ein unbezahlbares Theater.

Mit der Zeit wurde die Situation ungemütlich. Die Ritter drohten mit einem Polizeiaufgebot, das nicht nur die Wagen bergen, sondern auch ihre Zöglinge befreien sollte. Worauf in Furbino der Belagerungszustand ausgerufen wurde. Alle andern Zöglinge zum Dorf wurden von der Jungmannschaft mit alten Mistkarren, Brettern und Balken verrammelt und die Sperren mit Heckenschützen besetzt, die mit Mistgabeln und vollen Jaucheschöpfern bewaffnet waren. Auf dem Campanile wurde ein Beobachtungsposten eingerichtet, der befugt war, auf jegliche feindliche Bewegung mit Sturmgeläute zu reagieren.

Gegen zehn Uhr wurde die Lage kritisch: Ein paar dumpfe Glockenschläge von Campanile verkündeten die Anfahrt einer motorisierten Polizeipatrouille und eines Abschleppwagens. Der Dorfeingang wurde unverzüglich mit zwei Heuwagen verrammelt. Man atmete indessen auf, als man feststellte, daß auf dem vordersten Motorrad Polizeiwachtmeister Ceppi saß, der, obwohl jetzt schwerbewaffnet und behelmt, ein guter Freund der Furbiner und ein Stammgast des dortigen «Federale» war. Seine Mission bestand in der Befreiung der drei «Gefangenen» und der blockierten Straßenkreuzer.

Angesichts der guten Beziehungen, die der Polizeigewaltige zu den Furbinern pflegte, gestattete man ihm, als Parlamentär die Barrikade zu übersteigen und an der Friedensverhandlung im «Federale» teilzunehmen. Durch jugendliche Meldeläufer wurden sofort auch die Eltern der drei «Gefangenen» ins «Federale» beordert. Als sie über die Piazza schritten, ratterte eine trockene Maschinengewehrsalve über das Dorf hinweg. Das war zwar kein Maschinengewehr, sondern ein Gerät, welches sonst dazu diente, im Herbst die dürren Kastanien von ihren braunen Hülsen zu befreien. Wenn man diese Höllenmaschine leer und etwas rasch laufen ließ, knallten die rotierenden Dreschflegel wie ein Maschinengewehr.

Und nun wurde verhandelt: Die Eltern verlangten die sofortige Freilassung der drei «Gefangenen» und die Freigabe der Autos. Die Furbiner dagegen erklärten, daß sich die drei freiwillig im Dorf aufhielten und daß sie, wie es ihre freiwillige Arbeitsleistung bei der Säuberung des Weinberges zeige, brave, vernünftige und arbeitsame junge Leute seien. Ihr mustergültiges Verhalten bei Schura Madalena und die fleißige Arbeit hätten die Anerkennung des ganzen Dorfes gewonnen, weshalb man denn auch unnachgiebig darauf bestehe, daß die drei in ihrem freiwilligen Exil in Ruhe gelassen werden und zwar so lange, als es Schura Madalena und ihnen gefalle.

Die Parteien beharrten auf ihren Standpunkten, weshalb nun seitens der Furbiner weitere supponierte Druckmittel eingesetzt wurden: zischendes und donnerndes Artilleriefeuer! Zu diesem Zwecke wurden die eben im Kurz-, Gemischt- und Kolonialwarenladen zur Feier des ersten August eingetroffenen Raketen (mit Donnerknall) zu Handen der Wehrmacht von Furbino konfisziert und als akustisches Artilleriefeuer losgelassen. Dann wurden weitere Streitkräfte in den Kampf geworfen: Wachtmeister Ceppi erklärte mit einem vertraulichen Blinzeln, daß die gesamte mobile Polizeimacht des Kantons mobilisiert und im Anmarsch sei, worauf die Furbiner ankündigten, daß sie ihrerseits eine ganze Kompagnie italienischer Schmuggler erwarteten, die über den Berg her vom Comersee im Anmarsch seien, gefährliche Leute, die meisten mit langjähriger scharfer Partisanenpraxis.

Diese unheimliche Ankündigung wirkte sich nun allerdings bei den Müttern der drei «Gefangenen» zermürbend aus. Sie erklärten sich deshalb bald zu einem Entgegenkommen bereit; unter der Bedingung allerdings, daß man den Sprößlingen mindestens pasteurisierte Milch zu trinken, Roßhaarmatratzen zum Schlafen, Hautsalbe gegen die Schwielen an den Händen und eine Sonnenbrand-Crème für das Gesicht verabfolge. Diese Bedingungen waren Gegenstand weiterer Verhandlungen.

Inzwischen ließen die Polizisten und die Besatzung des Abschleppwagens jenseits der Straßenbarrikade melden, daß sie schrecklichen Durst hätten. Menschenfreundlich, wie die Furbiner nun einmal sind, gestattete man ihnen, die Barrikade «auf Ehrenwort» und unbewaffnet zu übersteigen und im «Federale» die notwendigen Gegenmaßnahmen gegen den Durst zu treffen. Diese humanitäre Geste trug viel zur Entspannung der Lage bei.

Und nun hörte man plötzlich aus der Gasse vielstimmiges, lautes Jubelgeschrei. Die Teilnehmer an der Friedenskonferenz im «Federale» erwarteten die Ankunft der italienischen Partisanen; doch statt wilder, bärtiger Kerle erschienen, begleitet von der mit Mistgabeln bewaffneten Miliz der Jungmannschaft, Zia Madalena und ihre drei Weinbergarbeiter.

Als nämlich im Verlaufe des Vormittags das Gerücht über die kriegerischen Verwicklungen bis zu Tante Madalenas einsamer Behausung und zu ihrem Weinberg gedrungen war, hatten die drei Weinbergarbeiter den Wunsch nach einem halben Stündchen Urlaub geäußert, damit sie als Schlachtenbummler dem fröhlich-ernsthaften Treiben im Dorf etwas zuschauen konnten. Schura Madalena war sofort einverstanden, beschloß jedoch, die drei zu begleiten, vor allem dem Frieden zuliebe, denn es dünkte die vernünftige Madalena, daß ihre sensationslüsternen Furbiner wieder einmal mit Kanonen auf Spatzen schossen. Und vor allem wollte sie ein gutes Wort für die drei «Gefangenen» einlegen.

Als die Eltern der drei zum «Casus belli» gewordenen Kinder diesen entgegeneilen und sie befreien wollten, bildete sich um die drei sofort ein dorniger Igel aus starrenden Mistgabeln. Sie winkten indessen vergnüglich den Eltern zu, und Daniela machte sich zu ihrem Sprachrohr: «Ihr braucht keine Angst um uns zu haben; es gefällt uns ausgezeichnet bei Tante Madalena, und zudem wollen wir die begonnene Arbeit zu Ende führen. Laßt uns deshalb noch ein paar Tage in Ruhe! Tschautschau!»

Worauf sich die drei rasch umwandten und in der Gasse verschwanden, um die Ar-

beit im Weinberg wieder aufzunehmen. — Zia Madalena aber begab sich mit energischen Schritten ins «Federale», um den Castellettorittern und ihren Damen die Leviten zu lesen: «Wenn jemand nach diesem närrischen Krieg eine Strafe verdient hat, sind es *Sie*, die Eltern, und nicht die Kinder! — Die drei sind Prachtskerle, wenn man sie nur recht verstehen will; wenn man sich nur die Zeit nimmt, sich mit ihnen etwas abzugeben und ein vernünftiges Wort zu sprechen, statt sie einfach mit allem Komfort und einem reichlichen Taschengeld abzuschütteln. Und daneben schadet ihnen hie und da auch eine vernünftige Anstrengung, eine Probe zur Härtung ihres Willens nichts! An einer sinnvollen Arbeit freuen sie sich sogar. — Ich weiß, die Arbeit in meinem Weinberg ist kein Kinderspiel, doch sie tun sie freiwillig und mit freudigem Einsatz und bestehen darauf, den ganzen Weinberg umzugraben und ihn neu anzupflanzen. Von mir aus mögen sie es tun! Ich habe mich auf alle Fälle entschlossen, ihnen diesen Weinberg nach vollendeter Arbeit als Eigentum zu überlassen, damit die drei, was immer sie auch später unternehmen mögen, ein Andenken an ihre erste ernsthafte Arbeit ihres Lebens besitzen. Ich weiß es, alle drei sind stolz darauf. — Und damit glaube ich . . . (sie wandte sich an Polizeiwachtmeister Ceppi) . . . können Sie den Krieg abblasen lassen!»

Ohne ein Wort des Dankes abzuwarten, zog sich Schura Madalena rasch gegen das Dorf zurück, um ihren drei Weinbergarbeitern die Polenta zu kochen, während im «Federale» die Friedensmodalitäten festgelegt, die «italienischen Partisanen» und das «kantonale Polizei-Corps» zurückbeordert, die Straßensperren aufgehoben und die Heckenschützen eingezogen wurden, worauf endlich auch die von den drei Straßenkreuzern verstopfte Dorfgasse vermittelst des Abschleppwagens wieder freigemacht wurde. Der halb ernste, halb fröhliche Dorfkrieg war zu Ende. Er war nicht vergebens, denn das weitere Schicksal der drei «Gefangenen» läßt erkennen, daß sie und besonders ihre Eltern letzten Endes doch etwas dabei gelernt haben. Der neuerstandene Weinberg aber ist einer der schönsten im Gebiet des Dorfs, und seine vorzüglichen Trauben werden noch auf Jahre hinaus das Lob einer guten Arbeit verbreiten.

### *Kaplan Giröll und der Oberzollinspektor*

Wenn man über den Kaffeeverbrauch der schweizerischen Gemeinden eine Statistik erstellen würde, stünde Furbino weitaus an der Spitze. Böse Zungen behaupten zwar, das käme gar nicht etwa davon, daß man in Furbino gern und viel Kaffee trinkt; sondern weil das Dorf unweit der Grenze liegt und demzufolge ein großer Teil der braunen Bohnen des Nachts in den stockdunklen Buschwäldern über dem Dorf verschwinde. Doch das sind nur Gerüchte; immerhin so hartnäckige, daß sie sogar in Bern anrüchig wurden, und man eines schönen Tages einen ausgewachsenen Oberzollinspektor auf die Reise nach Furbino schickte, der sich über die nähern Umstände des übermäßigen Kaffeekonsums der Furbiner ins Bild setzen sollte. — Er erschien selbstverständlich nicht in Uniform, sondern als biederer Tourist verkleidet, mit grauer Manchesterhose, roten Sportstrümpfen und einem unschuldsvollen Gesicht, wie es die Heiligen an der Wand der Pfarrkirche von Furbino zur Schau tragen. Er stieg an einem Freitagabend im «Federale» ab und setzte sich, nachdem er sein Quartier bezogen, des Nachtessens gewärtig an einen Tisch im Restaurant.

Im «Federale», dem gesellschaftlichen Zentrum des Dorfes, herrschte zu dieser feierabendlichen Stunde Hochbetrieb. Es ging zu wie in einem Bienenhaus und — um zur Sache zu kommen — jedermann bestellte schon unter der Türe, wie ein vertrauter Abendgruß, einen Espresso. Die mächtige Kaffeemaschine hinter der Bar zischte wie eine überhitzte Dampflokomotive, und die elektrische Kaffeemühle ratterte unaufhaltsam wie ein Helikopter. Dahinter aber stand — durch die Dampfschwaden der Kaffeemaschine wie eine Gottheit halb verhüllt — Schura Tina, die Wirtin, die mit kundiger Hand den

Espresso bereitete oder ... was an diesem Freitag in den meisten Fällen vorkam ... die zierlichen braunen Espresso-Täßchen mit dem dunkelrot leuchtenden Merlot auffüllte. — Dies konnte unser Oberzollinspektor jedoch nicht feststellen, denn auf den sechs hohen Barstühlen saßen mindestens zwölf der durstigen Gäste, so daß der merkwürdige Ausschank hinter der Bar durch eine dichte Menschenmauer abgeschirmt blieb. Und daneben rannte sich erst noch die schlanke, flinke Serviertochter Clementina fast die schönen Beine aus, um auch die übrigen Gäste zu befriedigen, die fortwährend nach ihrem Espresso schrien: «Un espresso!» — «Un espresso!» — «Un espresso!» — Das Wort lag wie ein Nebel über dem dämmrig rauchigen Lokal.

Aber dann geschahen noch weitere Dinge, die den Oberzollinspektor davor überzeugten, daß der Kaffee, der Espresso, wirklich so eine Art Nationalgetränk der Furbinesen sein mußte.

Da erschien nämlich bald mit wiegendem Röckchen die Erstkläßlerin Giulietta, um ihrem Vater ein Päckchen Zigaretten zu besorgen. Großzügig wie sie immer ist, offerierte Schura Tina der Kleinen eine Glasse. Giulietta dachte einen Augenblick lang nach und erklärte dann kurz entschlossen: «No, grazie, Schura Tina ... aber wenn ich dafür einen Espresso haben könnte ... statt der Glasse?»

«Bravo», erklärte Schura Tina, und klopfte ihr aufmunternd auf die Schulter, «den kannst du haben!»

«Ah», jubelte die Kleine auf, «un essspressso!» Das klang wie eine kleine Explosion. — Und nun trank sie ihren Espresso, oder vielmehr, sie schlürfte ihn mit andachtsvoll geschlossenen Augen bis zum letzten Zug, worauf sie das Täßchen mit einem tiefen Seufzer auf den Tisch stellte, nochmals die Lippen schleckte und mit fliegendem Röckchen davoneilte.

Ähnliches geschah, als kurz darauf der kleine Pepino den Sport-Toto-Zettel seines Vaters ablieferte.

«Gelati?» fragte die großzügige Wirtin, «oder lieber einen espresso?» «Ach», machte der kleine Lümmel, «lieber einen Espresso, per favore, Schura Tina, grazie!»

Und auch er schlürfte den Kaffee mit der gleichen Hingebung und geschlossenen Augen, wie seine Freundin Giulietta es vor ihm getan hatte. Man sah es dem kleinen Schlingel an, wie ihm die braune Brühe bis in den Zwölffingerdarm hinunter wohl tat.

Und dann erschienen die hübsche, braunäugige Lehrerin Gabriela und das Postfräulein mit den ebenso schönen Lausbubenaugen. Die beiden nahmen im «Federale» ihr Nachtessen ein und tranken selbstverständlich vor, zu und nach der Mahlzeit einen Espresso, den sie jeweils mit einem geheimnisvollen Flüstern bestellten, als ginge es um ein geheimes Rezept für ihr junges Seelenheil. Die ersten zwei «espressi» erhielten sie natürlich «al Merlot», und nur der dritte war ein richtiger Kaffee, was sie nicht hinderte, alle drei mit demselben genießerischen Schlürfen und geschlossenen Augen auszutrinken, wie es sich — das hatte der Oberzollinspektor bereits festgestellt — zum Genuß eines Espresso gehörte ... wenigstens in Furbino! Er hatte inzwischen ebenfalls sein Nachtessen eingenommen — von seiner schönen Umgebung angesteckt — einen Espresso bestellt ... und natürlich auch einen solchen und keinen Merlot erhalten.

Und jetzt erschien die mächtige Gestalt des Kaplans Girolamo, den man im Volksmund der Einfachheit halber kurzum «Giröll» nannte. Er war ein großer stämmiger Mann, kräftig und gesund bis in die letzte Faser seines kraftstrotzenden Leibes, weshalb es ihm auch jedermann im Dorf verzeihen konnte, daß er in den vergangenen Jahren seiner jungen Priesterschaft mit dem Zölibat seine liebe Mühe und Not gehabt hatte. Seine kirchlichen Vorgesetzten hatten ihm seinerzeit denn auch neben den entsprechenden geistlichen Exerzitien mehrmals nahegelegt, in den Nöten um das Zölibat hie und da bei einem Glase milden Weines Trost zu suchen. Und da «Giröll» ein gelehriger Schüler war, wurde er mit den

Jahren einer der besten Weinkenner des Kantons, der einen Merlot von Giubiasco auf hundert Meter von einem solchen aus Mendrisio zu unterscheiden wußte. — Die Woche durch begnügte er sich zwar knurrend, aber standhaft mit dem sauren Pfarr-Wein; aber am Freitagabend, da hatte er freien Ausgang ... bis der letzte Gast das «Federale» verließ.

Als er jetzt, mit einer nach einem guten Glas Merlot lechzenden Zunge, unter der Türe des «Federale» stand und rasch das Hin und Her, das Auf und Ab der Espresso-Täßchen erfaßte, schoß er der verdammten Kaffeewirtschaft einen mit tiefster Verachtung geladenen Blitz aus seinen grauen Augen zu. Und dann bestellte er, immer noch unter der Türe, mit Aufbietung aller Seelenkräfte einen «Espresso, große Tasse, ohne Zucker!» — Die Wirtstochter Tinetta, die jetzt hinter der Bar Dienst tat, blinzelte versteckt zurück und füllte die große Tasse mit dem rubinrot leuchtenden Merlot.

Giröll, seines geistlichen Standes bewußt, konnte sich natürlich nicht auf einen der hohen Barstühle setzen, sondern nahm kühn am nächsten Tische neben dem Oberzollinspektor Platz, dem er mit gespielter Freundlichkeit einen guten Abend wünschte. Als Tinetta ihm die verdächtige Kaffeetasse mit dem tief-rot leuchtenden Merlot auf den Tisch stellte, legte Giröll sofort sein steifes Kaplanshütchen so neben die Tasse, daß sie gegen Sicht seitens des Oberzollinspektors einigermaßen gedeckt war. Dann rührte er bedächtig mit dem Löffelchen den «Kaffee» und neigte hingebungsvoll das mächtige Haupt, um den feinen Duft aus der Tasse einzufangen. Dabei senkte er seine Adlernase gerade so tief, daß sich der rubin-rote Widerschein des Merlot einen kurzen Augenblick auf seiner Nasenspitze spiegelte. — Mit einem freundlichen Aufseufzen wandte er sich dann an den Oberzollinspektor: «Ah, tut das gut! Es gibt nichts Besseres als einen guten Espresso!»

Und nun entwickelte sich zwischen den beiden ein artiges Gespräch. Thema: Die Vorzüge und Nachteile eines guten Kaffees, wie er nur in Furbino zubereitet wird ... und wie er nur in Furbino in solch überschwenglichen Mengen getrunken werde ... von den Kindern, den Lehrerinnen und den Postfräuleins bis hinauf ins höchste Alter!

Ob die Leute überhaupt noch schlafen könnten, wenn sie soviel Kaffee trinken, wollte der Oberzollinspektor zwischenhinein wissen.

«Oh, wissen Sie», antwortete Giröll gemessen, «hier auf dem Land hat man halt noch ein gutes Gewissen ... das beste Ruhekissen ... da kann einem der stärkste Espresso nichts anhaben!» — Worauf er wieder einen «Espresso, große Tasse, ohne Zucker!» bestellte.

Im Zusammenhang mit dem guten Gewissen kam man auch auf den Schmuggel und auf den Kaffee-Schmuggel im besondern zu sprechen. Giröll faßte seine Meinung wie folgt zusammen: Kaffeeschmuggel, das gab es früher einmal, aber heute ... (er schüttelte wehmütig sein schweres Haupt) ... nichts mehr ... die heutige Generation ist zu schwach dafür ... keine mutigen, kräftigen Männer mehr wie früher, nur noch Schwächlinge ... schauen Sie diese jungen Leute hier an ... jeder würde unter einem Sack zusammenbrechen ... früher hingegen, zu meiner Zeit, da war es anders ... da habe ich sogar noch als Theologie-Student einen Sack Kaffee auf die Schultern geladen und ...

Der gute Giröll war ob seiner Offenherzigkeit einem Fremden gegenüber selbst ein wenig erschrocken, so daß er zusammenfuhr und — da er inzwischen seine vierte Tasse Merlot getrunken hatte — eine unvorsichtige Bewegung machte, weshalb ihm die Tasse entglitt, umkippte und eine hellrot leuchtende Merlot-Lache das schneeweiße leinene Tischtuch zierte.

Zum Glück hatte der Oberzollinspektor dieses Mißgeschick des Kaplans nicht bemerkt, denn im gleichen Augenblick war die als etwas berüchtigt geltende Dorfschöne Gina eingetreten und etwas umständlich auf einen Barstuhl geklettert, wo sie vergeblich versuchte, ihre schönen, langen Beine unter der

schützenden Hülle des verzweifelt kurzen Rockes in Sicherheit zu bringen. Und das war nun selbst für einen Oberzollinspektor aus Bern zu verführerisch, als daß er gesehen hätte, wie Giröll geistesgegenwärtig sein steifes Kaplanhütchen auf den grellroten Weinflekken gelegt hatte. Damit war nun allerdings der gute Giröll ein Gefangener seines Übermutes, denn, wenn er sich erhob und wegging, mußte der kleine Schwindel mit der Weinlache auf dem Tischtuch an den Tag kommen. Doch es war noch lange nicht Zeit des Aufbruches, und so bestellte er denn auch die sechste und später die siebente und achte Tasse (Merlot).

Und nun erschien Carlin, der Kurz-, Gemischt- und Kolonialwarenhändler von Furbino, selbstverständlich mit dem üblichen Abendgruß: «Un espresso!»

«Komm' zu uns, Carlin», begrüßte ihn Giröll, der inzwischen seine neunte Tasse erhalten hatte, «der Herr da interessiert sich für den Kaffee-Schmuggel ... da weißt du als Krämer doch Bescheid, wenn man — wie du — mit seinem Kurz-, Gemischt- und Kolonialwarengeschäft in zehn Jahren ein Vermögen zusammengerackert hat».

Carlin tat, als wollte er sich bekreuzen und setzte sich mit einem tiefen Seufzer an den Tisch: «Wenn ich vom Schmuggel leben wollte, müßten meine armen Kinder betteln gehn!» — Das war nicht einmal ganz gelogen, denn Carlin hatte gar keine Kinder. — Und nun legte auch er seinen Hut so auf den Tisch, daß dem Oberzollinspektor ein Blick in seine, Carlins Tasse, verwehrt blieb. Warum wissen wir bereits!

Dann aber bestätigte auch Carlin, daß es mit dem Kaffee-Schmuggel aus sei, seit es keine so stämmigen Kerle mehr gebe wie zur Zeit, ... da der Herr Kaplan noch ein junger Bursche gewesen sei, der einen schweren Kaffee-Sack mit einer eleganten Handbewegung auf die Schulter geworfen habe ... wobei er, Carlin, damit nicht behaupten wolle, daß der Herr Kaplan solches nicht auch jetzt noch fertig brächte ...

Giröll meckerte wie eine alte Ziege und nahm dann die Führung des Gespräches wieder an die Hand: «Du hast schon recht, Carlin, mit dem Schmuggel ist es endgültig aus ... aber dafür wird jetzt im Dorf mindestens doppelt so viel Kaffee getrunken, als er früher in die Wälder ging ... wie man so sagt! Aber erkläre jetzt dem Herr, weshalb man hier in Furbino Kaffee trinkt wie eine Kuh Wasser aus dem Bergbach. Früher war das doch anders; da trank man Milch und Merlot ... aber ... ach, ich muß das selbst erzählen ... Da hatte einer — es war schon lange her — eine böse Frau, ein entsetzliches Reibeisen ... giftig wie eine Spinne. Der Poverino hatte die Hölle auf Erden mit diesem rabiaten Weibsbild, das am Abend vor lauter Schimpfen und Zanken müde ins Bett sank und sofort einschlief, ohne sich um den Poverino zu kümmern. Der gute Mann wußte sich nicht mehr zu helfen und ging schließlich in seiner Not bis nach Como zu den Kapuzinern. Die hörten sich seine Klage aufmerksam an und gaben ihm dann ein Päckchen mit einem braunen Pulver mit. Einen Absud davon sollte er seiner Frau drei bis viermal im Tag mit viel Zucker verabfolgen und daneben auf die Hilfe der Heiligen vertrauen. Dies letztere legte unser amer geplagter Mann aus Furbino so aus, als er im braunen Pulver ein mildes Giftchen vermutete. Basta, trotz einigen Bedenken hieß er seine Frau die braune Brühe trinken. Die nahm das mit geschleckten Fingern, und der Ehemann war erstaunt, wie gut und rasch das Mittel wirkte. Seine Frau entwickelte sich in wenigen Tagen zu einem wahren Engel, einem Ausbund an Liebe und Zärtlichkeit ... und da sie zufolge der anregenden Wirkung der geheimnisvollen Medizin am Abend nicht mehr sofort einschlafen konnte, war sie auch am Abend bis spät in die Nacht ein Engel und die Liebe selbst ... und das Lob der Kapuziner von Como hallte laut durch das ganze Dorf, wo es dazumal scheinbar noch mehr der bösen Hexen gab, denn fortan wallfahrteten alle Männer von Furbino nach Como, um sich bei den Kapuzinern das braune Pulver zu beschaffen. Bis einer einmal auf der

Rückreise in Chiasso zufälligerweise einen Kaffee zu trinken bekam. Seither kaufte man das Wundermittel nicht mehr in Como, sondern zu Hause beim Dorfkrämer, der damit ein Vermögen verdiente. Wie dem aber auch sei, seither sind unsere Frauen und Mädchen wegen ihrer Anmut, ihrer Freundlichkeit und Liebe im ganzen Kanton bekannt ... und damit findet sich sicher auch die Erklärung, weshalb heute noch in Furbino soviel Kaffee getrunken wird ... so, und jetzt nehmen wir alle drei noch eine letzte Tasse, und dann ist es Zeit, ins Bett zu gehen. Unser Krämer Carlin hat eine liebe Frau zu Hause; es ist höchste Zeit, daß er nach Hause kommt!»

Nachdem der Oberzollinspektor seinen sechsten oder siebenten (richtigen) Espresso getrunken hatte, erhob er sich und verabschiedete sich von den beiden unterhaltsamen Tischgenossen. Kaplan Giröll konnte endlich sein Kaplanhütchen überm Weinflecken auf dem Tischtuch unter den Arm nehmen, um noch rasch mit Carlin einen Halben Merlot an der Bar zu trinken ... ohne das lästige Drum und Dran des hinterhältigen Versteck-Spielens.

Der Oberzollinspektor aber hatte eine schlechte Nacht: Der verd ... Kaplan hatte ihm in seiner Kaffeebegeisterung seit dem Nachtessen mindestens sechs oder sieben echte Espresso aufgeschwitzt. An ein Schlafen-Können war gar nicht zu denken! Er hörte deshalb auch, wie die letzten Gäste (der Kaplan und Carlin) nach Hause gingen, wie die Serviertochter Clementina im Badezimmer nebenan die Zähne putzte, er hörte das dumpfe Rollen der Eisenbahnzüge, die unten dem See entlang fuhren, und selbst das erste zaghafte Krähen der Hähne drang noch in sein Bewußtsein. Und zwischenhinein hörte er im Halbschlummer das ewige «un espresso» — «un espresso!» Doch kaum war er gegen Morgen in einen schweren bleiernen Schlaf gesunken, wurde er durch ein energisches Pochen an die Zimmertüre geweckt. Im Grau des erwachenden Morgens standen im Korridor draußen zwei uniformierte Zoll-Fahnder und zwischen ihnen ein großer Schäferhund, der nicht sehr vertrauenserweckend herumschnüffelte. «Entschuldigen Sie, wir müssen Ihr Gepäck einer Kontrolle unterziehen!» — Doch kaum war das letzte Wort gesprochen, stutzten die beiden Zöllner, die nun plötzlich ihren Chef erkannt hatten — wobei ihnen zugute zu halten war, daß sie ihren Vorgesetzten noch nie in einem Pijama gesehen hatten. Sogar der scharfe Schäferhund schien mitzulachen und sich mit wedelndem Schwanze zu entschuldigen.

Nun, um es vorweg zu nehmen, man hat es nie herausgebracht, wer die beiden Zöllner durch das Telefon nach Furbino heraufgeholt hatte, um das Gepäck eines «berüchtigten Kaffee-Schmugglers» zu durchsuchen. Der Stimme nach hätte es vieleicht der Kaplan Giröll sein können.

Drei Stunden später saß der Oberzollinspektor noch etwas schläfrig am Frühstückstisch. Er wurde von Tinetta, dem Wirtstöchterlein, bedient, das nach mehrmaligem vergeblichem Anlauf ein persönliches Anliegen vorzubringen hatte: Ob sie dem Herr Oberzollinspektor einen Gruß nach Bern mitgeben dürfe?

Der Herr Oberzollinspektor stutzte: «Wieso wissen Sie, daß ich Oberzollinspektor bin?»

Tinetta errötete noch mehr, als sie es schon war: «Durch ... durch ... Ihren Sohn ... ich habe ihn letzten Sommer am See unten ... auf dem Zeltplatz kennengelernt ... und seither schreiben wir uns jede Woche einmal ... vor drei Tagen kam auch wieder ein Brief aus Bern, worin er schrieb, daß Sie ...»

Der Oberzollinspektor wollte sich zuerst über die Schwatzhaftigkeit seines Sohnes ärgern. Als er jedoch der guten Tinetta in ihre schönen, treuen Augen blickte, verflog der aufziehende Ärger, und er freute sich im Innersten seines Vaterherzens, daß sein Sohn ... mochte er auch ein Schlingel sein ... in der Auswahl seiner ersten Jugendfreundin einen guten Geschmack gehabt hatte. — Und zu guter Letzt: Die Frauen und Mädchen von Furbino waren wirklich alle Engel! Vielleicht kam das wirklich vom Kaffee-Trinken, wie es der Kaplan Giröll behauptete. Doch das war ein Schlaumeier; das Dorf heißt nicht umsonst Furbino!